

Die Stadt als Gebrauchswert aus den neuesten Tendenzen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts

Manfred Queißer

Das Vermächtnis von Hannes Meyer besteht in der engen Verbindung der Bauhausidee mit der Lösung sozialer Fragen, denen sich jedes Bauen verpflichtet fühlen sollte. Seine Maxime war, Bauen als soziale, psychische, technische und ökonomische Organisation der Lebensvorgänge¹ zu verstehen, die auf jeder Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung, ihren Widersprüchen und Möglichkeiten neu entdeckt werden muß.

Mit dem Gedanken der Einbindung der Bautätigkeit in ein umfassendes Beziehungsgefüge gibt Hannes Meyer nicht nur eine Antwort auf des Verlust an Ganzheitlichkeit aus dem Fortgang der bürgerlichen Gesellschaft in den vergangenen 200 Jahren. Er verfolgt ein Prinzip, dessen Verwirklichung zu den grundlegenden Einsichten der letzten Jahrzehnte gehört und das als Beitrag zum Überleben der Gesellschaft gesehen werden kann.

200 Jahre nach dem Beginn der Französischen Revolution müssen wir feststellen: Die bürgerliche Freiheit, einst als humane Gesellschaftsdoktrin proklamiert, verwirklichte sich im Bauen aus der Ignoranz der Komplexität der Lebensvorgänge – im Konglomerat. Die Gleichheit verwirklichte sich im Bauen vom Fließband aus der Ignoranz der Individualität. Die Brüderlichkeit steht noch aus. Wir nähern uns ihr von außen über die Fassade. Noch nicht über den tiefen Wandel unserer Lebensweise. Dies selbst ist Folge, daß sich der Mensch in den industriell entwickelten Ländern aus der Stadt in die Wohnung zurückgezogen hat. Doch seine Lebensrealität kann nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den globalen Bedingungen seiner Existenz stehen, sondern nur in deren Anerkennung. Lebensweise setzt immer die Stadt in eine bestimmte Beziehung zum Gebrauch. Aus der bisherigen Entwicklung haben die Städte daraus verschiedene Zeichnungen erhalten: nach ihrem Verwaltungsstatus, als Objekt der Anschauung und des sinnlichen Genusses (als Barock-, Kunst- oder Musikstadt), aus ihrer Rolle im Reproduktionsprozeß als Industrie- oder Universitätsstadt, als Stadt im Grünen usw. Die sich oft überlagernden Wertigkeiten stehen in ihrer Bedeutung für verschiedene soziale Gruppen und Individuen unterschiedlich. Man könnte sie in vier Kategorien gliedern: das Erscheinungsbild, die Umgebungsbedingungen (Landschaft), die es enthaltenden sinnlichen Genüsse und den Wert der Stadt als Stätte des Arbeitens, Lernens und Wohnens. Jede Stadt erweist sich dabei als ein komplexes Gebilde, aus dem nur einzelne Elemente für den Bewohner bedeutsam zu sein vermögen. Nicht jeder, der in einer Kunststadt wohnt, ist ein Musenjünger. Für den Studierenden ist die Stadt etwas anderes als für den Arbeiter. Wo für die sozialen Gruppen der Gebrauchswert liegt, kann demzufolge keine einheitliche Antwort erfahren.

Ich habe bewußt zu diesem Wort gegriffen, das wir so oft verwenden, wenn es um die Nützlichkeit der Dinge geht. Doch aus diesem Zusammenhang geht es uns nicht allein um das rein Sachbezogene, sondern um das menschliche Verhältnis, das sich mit der Poesie einer Stadt verbindet, für die wir noch zu wenig getan haben, auch weil wir aus dem Nützlichkeitsdenken mehr die Bedürfnisse des heutigen Menschen zu befriedigen suchten als solche, die sich aus den Wandlungen in der Produktionsweise zugleich mit der Fähigkeits- und Bedürfnisentwicklung herausbilden.

Der Mensch, wie ihn das technische Zeitalter hervorbrachte, ist ein rational denkender und handelnder mit ausgeprägter Ich-Bezogenheit. Er weiß um die Möglichkeiten von Wissenschaft und Technik und sucht deren Nutzung im Sinne der Steigerung der individuellen Lebensqualität. Doch diese akasale Art, die Le-

bensvorgänge zu regeln, gerät immer mehr in Widerspruch zum globalen Charakter, der den Menschen als produzierendes und konsumierendes Wesen mit seinen eigenen Lebensvoraussetzungen verbindet. Keine Gesellschaft verfügt über so gute Voraussetzungen, um den notwendig gewordenen Wandel zu vollziehen wie die sozialistische. Sie unterliegt keinen Zwängen, die egoistische Bestrebungen fördern. Sie gibt jedem gleiche Chancen, ermöglicht allen, an Bildung und Kultur teilzuhaben. Doch wir wissen auch um die Hemmnisse. Die Teilung der Arbeit, das Neben- und Nacheinander in den Arbeitsprozessen, das Vordergründige der Routine, geistiger wie körperlicher, haben ebenso tief das Leben der heutigen Stadt geprägt wie auch die Ergebnisse von Wissenschaft und Technik, die die spezifische Reproduktion der Arbeitskraft mit dem individuellen Kultur- und Kunstkonsum verbunden.

Die realen Lebensumstände, der Glaube an die Unbegrenztheit unserer Möglichkeiten und das Befangensein in Werten des Lebens, die Karl Marx mit dem „Sinn des Habens“² bezeichnete, haben den Menschen vom lebendigen Gemeinwesen weggeführt und zum individuellen Konsumenten werden lassen. Die Arbeit ließ ihn im Neben- und Nacheinander das Miteinander verlernen.³ Die soziale Gemeinschaft löste sich in der Familie auf, und er zog sich, bepackt mit dem Sinnesreiz der Technik, in die Wohnung zurück. Das Auto steigerte seine Mobilität und Flüchtigkeit. Es ermöglichte ihm schließlich auch, eine Oase im Grünen, entfernt von der Wohnstätte, zu errichten, sich hier als Bauherr zu fühlen und das Gefühl der Naturnähe zu haben. So bewegt sich das Leben in der Stadt zwischen Wohnung, Arbeitsstätte und Wochenendgrundstück. Damit verlor aber auch die Poesie der Stadt an Bedeutung, weil sie, bezogen auf das Alte, nicht wahrgenommen wurde, und wo man neu baute, sich der Sinn für eine neue Poesie, die sich mit der industriellen Bauweise verbindet, noch nicht durchzusetzen vermochte. Doch aus dem gegenwärtigen Wandel in der Produktionsweise mit ihren sensibilisierenden Wirkungen können wir schon heute feststellen: weder mit dem undifferenzierten Abriß von Altsubstanz noch dem Quantitätsdenken bei der Befriedigung von Wohnbedürfnissen vermögen wir künftige Bedürfnisse der Stadtbewohner zu befriedigen und deren Bindung an den Ort zu erhöhen. Die neu sich bildende Kultur der sozialistischen Stadt kann sich jedoch auch nicht darauf begrenzen, daß wir die Stadt einseitig als Objekt der Anschauung und als Ort eines rezeptiv orientierten Kulturlebens betrachten, auch nicht im Sinne der Vermarktung von Kultur und auch nicht im Sinne einer sozialen Begrenzung des Zuganges über Regelmechanismen zu ihr, wie sie für die kapitalistische Stadt typisch sind, die sich über den Kommerz bis hin zur individualistischen Stadtbauung und der Individualisierung der Lebensvorgänge verwirklicht. Das allseitig entwickelte Individuum, wie es die sozialistische Gesellschaft anstrebt, vermag sich nur aus der Universalität seiner Beziehungen, vor allem der tätigen, zu bilden. Und für diese beginnt gerade erst der Boden zu entstehen. Es erwächst aus den neuen Technologien, die den Menschen davon befreien, wie ein Maschinenteil zu wirken,⁴ und ihn zwingen, sich der Technik und über diese hinaus der Welt gegenüber ganzheitlich zu verhalten. Wächst einerseits das Bewußtsein von der Notwendigkeit eines veränderten Verhaltens aus den apokalyptischen Gefahren menschlichen Wirkens, so entstehen andererseits aus dem Umgang mit der neuen Technik ein neues Denken und Verhalten und veränderte Reproduktions- und Kulturbedürfnisse.⁵ Die physische und psychische Reproduktion der Arbeitskraft zeigt sich aus den Anforderungen der Arbeit und den Bedingun-

gen bestimmt. Auch die stark konsumtiell orientierten Kultur-Kunst-Bedürfnisse sind davon geprägt.

Man sieht in der Konsumtion von Kunst und ihren Surrogaten Ersatz für verlorengegangenes Geschick.

Damit erhebt sich die Frage nach der Bedeutung der integrierenden Elemente in der Produktionsweise für die künftige Lebensweise und den Anspruch an die Stadt.

Zwei soziologische Erhebungen⁶ 1974 und 1989 unter ca. 600 bzw. 800 Produktionsarbeitern, bei letzterer auch Meistern, Technikern und Mitarbeitern in Leitung und Verwaltung in Betrieben des Maschinenbaus und der Elektrotechnik/Elektronik, sämtlich Bewohner von Städten unseres Landes, geben uns Einblick in Veränderungen und Tendenzen, die auch die Reproduktion und das Kulturleben in der Stadt, die Anforderungen und Beanspruchungen, die Bedürfnisse und Widersprüche berühren. (Die Auswertung des Materials ist noch nicht abgeschlossen.)

Hier nun einige bedeutsame Ereignisse, die sich als ein generalisiertes soziales Porträt aus dem ersten Datenzugriff und dem Vergleich zwischen einer Zeitspanne von 15 Jahren darstellen.

Die Arbeitszufriedenheit hat einen erheblichen Anstieg erfahren. Für jeden fünften ist die Arbeit in den vergangenen drei Jahren interessanter geworden. Deutlich ist das Bedürfnis nach Selbstständigkeit gewachsen, auch Ausdruck der Fähigkeitsentwicklung. In besonders hohem Maße zeigt sich im Vergleich zwischen 1974 und 1989 der gewachsene intellektuelle und Selbstständigkeitsanspruch der Frauen an die Arbeit. Der Anteil ist bei den Frauen hochsignifikant gestiegen.

Tiefgreifende Veränderungen in den Wertorientierungen zeigen sich bei den Arbeitern in der Rückläufigkeit des Wunsches nach einer Tätigkeit mit handwerklichem Charakter. Zeigte sich diese 1974 noch mit 60%, so 1989 nur noch mit 37%. Dies muß als unmittelbare Wirkung der Computerisierung und der damit verbundenen Faszination, also ihres Einflusses auf das Wertverhalten, gesehen werden.

Die Erhebung bestätigt die Hypothese, daß die Hinwendung zur funktionalen Form wesentlich durch die Identifikation mit dem industriellen Arbeitsprozeß bestimmt wird. Jene Teilpopulation, und sie umfaßt 1/3 der Gesamtheit der Befragten, die von der neuen Technik fasziniert ist und sich bereit findet, sich dafür zu qualifizieren, zeigt eine um 50% höhere Hinwendung zum Industriedesign als andere Gruppen. Dies kann analog im Verhältnis einer funktionalen Architektur angesehen werden.

Mit der gewachsenen Arbeitszufriedenheit geht einher, daß die Arbeit für jeden dritten anstrengender geworden ist und das Bedürfnis nach Entspannung unter dem Gesichtspunkt geistig-nervaler Belastungen große Bedeutung besitzt. Zunehmende Bewegungsarmut im produktiven Prozeß äußert sich im wachsenden Bedürfnis nach Ausgleich. Fehlende sachliche Bedingungen werden genannt, wenn es um die Freizeit geht. Hier ist jedoch nicht zu erwarten, daß konkret für den städtischen Freiraum Bedürfnisse benannt werden. Deren Artikulation steht und fällt mit dem Angebot, weil sich damit die Entscheidung für die wohnungsorientierte oder öffentlich orientierte Befriedigung verbindet. So können wir erst einmal nur feststellen, daß das Bedürfnis des Selbstermachens im Ansteigen begriffen ist. Im Städtebau ergeben sich in einer Beziehung besonders bedeutsame Schlußfolgerungen, hinsichtlich der Ökologie der Stadt. Hier zeigt sich besonders ausgeprägt, Interesse und Notwendigkeit zur Veränderung der ökologischen Situation unserer Städte zu vereinen, der Zersiedelung durch Gärten und Wochenendgrundstücke die Integration des Grüns in die Stadt entgegenzusetzen. Dies würde bedeuten, der Stadt über einen längeren Zeitraum ein neues sozial-ökologisches Gepräge zu geben. In der Erhebung – man müßte dazu Daten der städtischen Entwicklung setzen – haben 2/3 einen Garten, überwiegend außerhalb der Wohngrundstücke. Der Garten steht an erster Stelle in den Freizeitbetätigungen. Diese Form der Realisierung von Bedürfnissen wird als individuell besonders bedeutsam empfunden. Die Integration dieses Bedürfnisses in die Stadt würde dies zur gesellschaftlichen Bedeutsamkeit aus der Hervorhebung der ökologischen Komponente führen, ein neues Leitbild des Mensch-Natur-Verhältnisses fördern und dem Bedürfnis nach Naturnähe und sinnvoller Betätigung entsprechen.⁷ Von intellektuellem Interesse bis zum praktischen Tun, von der Beobachtung bis zum Experiment vermag die Ökologisierung der Stadt vielfältige Interessen zu binden und ein entwickelteres Kulturverhalten zu fördern. Selbst anders gelagerte Interessen, wie

kunstbezogene, möge dies in der darstellenden oder bildenden Kunst liegen, fänden hier neue Anregungen und Beziehungen. Auch der großen Bedeutung, die der Familienbezogenheit des reproduktiven und kulturellen Freizeitverhaltens zukommt, wäre damit zu entsprechen. Die Stadtzentren selbst würden in ihrer repräsentativen Funktion ihren musealen und von den darstellenden Künsten geprägten Charakter beibehalten.

Der Wille zur Form muß auch in der Architektur endlich der Wille zur Identität mit unserer Zeit und den in ihr zu lösenden Problemen werden. Funktionalität, Optimalität und Integrität stehen als neue Leitbilder zum Aufbrechen des Traditionellen in den Formen, den Baustoffen und der Bauweise. Dies entspricht auch dem kreativen Geist, der die künftige Entwicklung bestimmen wird, auch dem spielerischen, funktionsbezogenen Umgang mit dem Gegenstand, der Flexibilität der Produktion, die sich von der Einformigkeit klassischer Massenerzeugnisse abwendet, und der Gestaltung einer neuen Lebensweise und deren Bedingungen. Architektur und Städtebau können in dieser Beziehung als Leitbilder für neue ins Bewußtsein zu rückende Beziehungen stehen, die regelnd auf die Lebensvorgänge im Sinne einer Harmonisierung der Mensch-Mensch- und Mensch-Natur-Verhältnisse Einfluß nehmen.

Hannes Meyer hat zu diesem Leitbild einen bedeutsamen Beitrag in einer Zeit geleistet, als die globale Bedeutung bisozialen Bauens noch nicht offenbar war. Seine humanistische Gesinnung hat in ihrer Bedeutsamkeit einen Wandel erfahren, der mit dem Überleben der Menschheit verbunden ist.

Der Beitrag der Städtebauer sollte sein, im Entstehen neuer Leitbilder des Bauens aus der eigenen Praxis zu dienen. Nur aus solchen Bedingungen wird der Mensch aus der sozialen Öffnung der Stadt und der in sie zu integrierenden Betätigungsfelder diese wieder in Besitz nehmen.

Der Gebrauchswert unserer Städte ist in dieser Richtung zu erhöhen. Dies als öffentlich und allen zugänglich. Versagen wir dies der Infrastruktur unserer Städte, vor allem auch den neu entstandenen Wohngebieten, wird sich die Entwicklung weiter als Rückzug in die Wohnung fortsetzen und die Stadt in ihrer kulturellen Funktion und ihrer Ökologie verarmen.

Das Kriterium für die Qualität städtischer Bebauung und Rekonstruktion sind nicht jene, die sich in den Wohnraum zurückgezogen haben, sondern jene, die sich anschieken, die Stadt neu in Besitz zu nehmen. Der Rückzug in die Wohnung und in den Garten war der Rückzug aus der Stadt, aus der Gesellschaft. Und die Hinwendung zur Stadt war nur der Erhaltung dieser Zurückgezogenheit gewidmet. Die Massenmedien bildeten den großen Motor dazu. Um diesen Rückzug aufzuheben, muß eine andere Faszination an die Stelle der jetzigen treten, die es bewirkte.

Anmerkungen

Dieser Beitrag ist das Ergebnis soziologischer Untersuchungen, die die Beobachtung internationaler Tendenzen einschließt. Der Autor regt dazu an, verstärkt mit dem Bauen ein Sozialverhalten zu unterstützen, das auf die Lösung globaler Fragen städtebaulicher Entwicklung gerichtet ist.

- 1 Vgl. Meyer, H.: Bauen und Gesellschaft. Schriften, Briefe, Projekte. – Dresden, 1980. – S. 49
- 2 Marx, K.: Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844). – In: Marx/Engels, Werke, Ergänzungsband, Schriften bis 1844, Erster Teil. – Berlin, 1974. – S. 540
- 3 Siehe auch Queißer, M.: Zum Wandel im Charakter der Arbeit. – In: Form und Zweck. – Berlin 17 (1985) 2. – S. 24
- 4 Vgl.: Marx, K.: Das Kapital, Erster Band. – In: Marx/Engels, Werke, Bd. 25. – Berlin, 1962. – S. 445ff.
- 5 In industriell fortgeschrittenen Ländern ist ein verhaltensbedeutsamer Wertewandel festzustellen, der sich in Erwartungen an Arbeit und Freizeit äußert und mit der verstärkten Zuwendung auch zum städtischen öffentlichen Raum verbunden ist. Siehe dazu: Opaschowski, H. W.: Arbeit · Freizeit · Lebenssinn. – Leverkusen, 1985; siehe auch: Queißer, M.: Arbeit – Stadt und Lebensweise. – In: Bauforschung, Baupraxis. – Berlin 1989, Heft 250
- 6 Die Erhebungen wurden vom Autor (ZFA Dresden) im Auftrag des FDGB-Bundesvorstandes (1974) und dem FDGB-Bezirksvorstand Dresden (1989), letzterer in Zusammenarbeit mit der Bauakademie der DDR, Institut für Städtebau und Architektur, vorbereitet, um aus dem Zusammenhang Arbeit-Lebensweise Anforderungen an den zukünftigen Städtebau abzuheben
- 7 „... und durch eine rationelle gartenwirtschaft schützt er den siedler vor dem dilettantismus des kleingärtners...“: Meyer, H., a. a. O. Siehe auch: Queißer, G.: Queißer, M.: Routine und Inspiration. – In: Form und Zweck. – Berlin 21 (1989) 1. – S. 52–57